

CATHERINE DURAND
Die tausend Farben von Paris

Buch

Der Amerikaner Jack kommt 1951 nach Paris. Er sucht die Freiheit, will die faszinierende Stadt kennenlernen und sich als Maler durchschlagen. Als er an der Seine den Sonnenaufgang malt, lernt er die bezaubernde Fotografin Rose kennen. Beide verlieben sich Hals über Kopf ineinander. Doch schon bald wird ihr zartes Band bedroht. Jack soll für einen alten Bekannten im Künstlerviertel einen Spion aufspüren. Aber auch Rose scheint etwas über die gesuchte Person zu wissen. Kann ihre Liebe das Hindernis überwinden, oder wirft der Weltkrieg seine dunklen Schatten auf ihre junge Beziehung?

Autorin

Catherine Durand ist das Pseudonym der SPIEGEL-Bestsellerautorin Petra Mattfeldt. Sie liebt Frankreich – vor allem Paris, die Stadt der Liebe –, aber auch den Norden und eine steife Brise, und sie reist gerne an die Orte, über die sie schreibt. Nach einer Ausbildung zur Rechtsanwalts- und Notarfachangestellten arbeitete sie als freie Journalistin. Inzwischen ist die Schriftstellerei ihr Hauptberuf. Sie ist verheiratet, hat drei Kinder und lebt in der Nähe von Bremen.

CATHERINE DURAND

Die tausend
FARBEN
von
PARIS

ROMAN

blanvalet

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2025

Copyright © 2025 by Blanvalet in der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)

Redaktion: Kristina Lake-Zapp
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Umschlagmotiv: Arcangel (Jelena Simic Petrovic), www.buerosued.de
StH · Herstellung: CS
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7645-0850-0

www.blanvalet.de

MÄRZ 1952

PARIS, QUAI DE LA GARE AM UFER DER SEINE

Der Morgennebel hing über dem Fluss wie eine löchrige Decke, die dem Betrachter nur gelegentlich einen Blick auf das gewährte, was darunter lag.

Jetzt in der Früh, noch vor fünf Uhr, zog trotz des nahenden Frühlings ein eisiger Wind über das Ufer, und den Männern war anzusehen, dass sie nur widerwillig in voller Bekleidung in die Seine stiegen, um den leblosen Körper, den einer der Wachmänner des Département bei seiner morgendlichen Runde entdeckt hatte, aus dem Fluss zu ziehen.

Auch wenn der Tote schlank war, fast schon hager wirkte, hatten die Polizisten, die am Ufer standen und die Leiche entgegennahmen, doch alle Hände voll zu tun, ihn aus dem Wasser heraus an Land zu hieven. Zwei weitere Uniformierte packten mit an, dann gelang es ihnen schließlich, den Mann mit einem klatschenden Geräusch auf den Boden zu legen.

Pierre Fournier, der von allen stets nur *le commissaire* genannt wurde, trat näher heran und betrachtete ihn.

»Hat er eine Brieftasche dabei?«, fragte er, worauf einer der Polizisten die Taschen des Toten durchsuchte.

»Keine Brieftasche«, verlautbarte er. »Nur das hier.« Er hielt dem Kommissar einen Zettel hin, auf dem man kaum noch etwas lesen konnte, gerade mal eine halbe Handfläche groß und vom Wasser durchtränkt.

Fournier ging einige Schritte weiter in Richtung Laterne, um im schwachen Licht besser erkennen zu können, was auf dem Zettel geschrieben stand. Die Schrift war blass und hob sich lediglich in einem schwachen Hellblau vom Untergrund ab. Der Kommissar kniff die Augen zusammen, versuchte, die Buchstaben, die er erkennen konnte, zusammenzufügen und Worte daraus zu bilden. Einen Moment zögerte er, dann begriff er, was es war, das er da in Händen hielt.

»Schafft ihn fort und beeilt euch, bevor die Stadt erwacht«, befahl er in rauem Ton. Dann kehrte er zu dem Toten zurück und blickte einen Moment lang in dessen Gesicht, um festzustellen, ob er ihn nicht doch schon mal gesehen hatte. Ganz sicher war er nicht, wirkte das Gesicht doch aufgeschwemmt, aschfahl, die Lippen bläulich verfärbt. Dennoch konnte er sich des Gefühls nicht erwehren, dass er dem Mann schon einmal begegnet war. Doch wo, wann oder in welchem Zusammenhang, wollte ihm partout nicht einfallen. Später vielleicht. Jetzt galt es erst einmal, keine weitere Zeit zu verlieren und sich eiligen Schrittes auf den Weg zur Dienststelle in der Rue Jean-Jacques Rousseau zu machen.

Dort angekommen, stieg er hastig die Stufen hinauf in den zweiten Stock, betrat sein Büro und schlug laut die Tür hinter sich zu. Er hatte den Mantel noch an, als er die Nummer wählte, die er auswendig kannte. Das Rufzeichen ertönte, dann meldete sich am anderen Ende eine schläfrige Stimme.

»Ja?«

»Russell? Hier spricht Fournier. Ich glaube, ich habe die Information, die du wolltest.«

I. KAPITEL

WOHNUNG ÜBER DEM BUCHLADEN LE MISTRAL, 37 RUE DE LA BÜCHERIE

*Paris ist ein Quell puren Lebens. Die Farben
dieser Stadt lassen das Blut in meinen Adern
pulsieren.*

JACK KING

»*Bonjour*, Madame Lilou!«, rief er überschwänglich hinunter, als er das Fenster öffnete und die Wirtin des kleinen Restaurants an der Ecke sah, die soeben mit einem Korb in der Hand unter seinem Fenster entlangging. Die etwas beleibte Frau mit dem Mondgesicht und dem herzlichsten Lächeln, das Jack je gesehen hatte, winkte zu ihm herauf und blieb stehen.

»*Bonjour*, Jack! Ein herrlicher Tag, nicht wahr? Der Frühling.« Sie machte eine ausschweifende Handbewegung. »Man kann ihn schon riechen.«

Jack streckte die Nase vor und atmete tief ein.

»Sie haben recht, Madame Lilou. Jetzt rieche ich es auch.«

Sie lachte freudig auf. »Und? Werden Sie heute Ihre Kunst verkaufen, Jack?«

»Aber ja, Madame Lilou! Mindestens drei, ach, was sage ich, fünf oder gar sechs Bilder.«

»Wunderbar!«, gab sie begeistert zurück. »Dann kommen Sie nachher zu mir ins Restaurant! Ich werde zur Feier des Tages etwas Besonderes für Sie kochen.«

»Ich werde mich bemühen, Madame Lilou. Und wenn ich etwas verkaufe, bringe ich Ihnen auch das Geld mit, das ich Ihnen schulde.«

»Wunderbar!«, rief sie erneut. »Wenn es Ihnen gelingt, dann koche ich, um Sie zu feiern, und wenn es Ihnen nicht gelingt, dann zum Trost, Monsieur Jack.«

»Ich liebe Sie, Madame Lilou!«

»Ich liebe Sie auch, Monsieur Jack. Bis später im Restaurant!« Sie winkte noch einmal und lächelte ihr Mondgesichtlächeln, dann ging sie mit dem Korb in der Hand die Straße hinauf und verschwand nur einen Augenblick später hinter der nächsten Häuserrecke.

Jack hob den Blick über die Dächer der Häuser, die er von seinem Fenster im ersten Stock in der Rue de la Bûcherie aus sehen konnte und über denen im Osten bereits die Sonne stand. Am anderen Ufer der Seine erhob sich die Kathedrale Notre-Dame de Paris. Wie jeden Morgen nahm er sich Zeit, die Farben auf sich wirken zu lassen, sie förmlich zu inhalieren, um sie in sich aufzunehmen, sie zu spüren. Paris war für ihn eine Stadt, die stets in ein warmes Rosé getaucht war, bei Tag wie bei Nacht, weil sie ein Gefühl der Wärme verströmte, wie er es noch nirgendwo sonst erfahren hatte. Auf keiner Palette

der Welt wäre es möglich, die Farben so zu mischen, dass man Paris darin einfangen und in den Bildern wiedergeben könnte. Dennoch versuchte Jack genau das Tag für Tag für Tag, immer und immer wieder, und er war fest davon überzeugt, dass es ihm irgendwann gelingen würde, dem Betrachter das Gefühl dessen zu spiegeln, was diese Stadt für ihn ausmachte.

Kaffeeduft zog zu ihm herauf. Sofort fing sein Magen an zu knurren. Eigentlich konnte er noch gar nicht wieder hungrig sein, hatte er doch gestern Abend mit seinem Freund Frank Levant so reichlich gegessen, dass es im Grunde für die nächsten drei Tage reichen dürfte. Es musste an dieser Stadt liegen, dass er immerzu hungrig und durstig war. Vor allem auf das Leben selbst. Denn noch zu keiner Zeit zuvor und noch an keinem anderen Ort auf dieser Welt hatte er das Leben so sehr gespürt, dass er einfach nicht genug davon bekommen konnte. Es war wie eine Gier, wie ein Sog, der ihn immer weiter mitriss. Jeder Tag verging wie in einem Rausch – leicht, lebendig und sinnlich. Ihm war, als könnte er sie noch immer spüren, all die fantastischen Künstler wie Renoir, Cézanne, Degas, Toulouse-Lautrec. Sie alle hatten hier gelebt und geliebt, das Leben gefeiert und das gesehen, was nun auch er sah. Sie hatten die Stimmung dieser Stadt eingefangen und in ihren Bildern verewigt, hatten eine Welt in dieser Welt erschaffen und ließen nun auf ewig die Menschen durch ihre Augen sehen, wenn diese ihre Werke betrachteten. Es war unglaublich. Das und nicht weniger wollte auch er – er wollte es schaffen, dass die Menschen stehen blieben und in seine Gemälde eintauchten, wollte sie sehen lassen, was er sah, sie spüren lassen, was er spürte. Er atmete noch einmal tief ein und streckte sein Gesicht

in Richtung der immer mehr an Kraft gewinnenden Sonne. Dann trat er einen Schritt zurück, schloss das Fenster und verließ pfeifend die kleine Kammer über dem Buchladen *Le Mistral*, in der George Young ihn wohnen ließ, wenn er im Gegenzug ein wenig im Geschäft half und die Bücher las, die George ihm regelmäßig empfahl. Zumindest noch. Ihre Vereinbarung lautete, dass Jack ein halbes Jahr lang bleiben konnte, sich innerhalb dieser Zeit aber etwas anderes suchen musste. Als Jack die Kammer bezogen hatte, war ihm ein halbes Jahr mehr als ausreichend erschienen, um Fuß fassen und sich eine kleine Wohnung suchen zu können. Allerdings war die Zeit nur so verflogen, und schon bald würde er sich überlegen müssen, wie es weitergehen sollte. Zwar glaubte Jack nicht, dass George ihn mir nichts, dir nichts auf die Straße setzen würde – dafür war er ein zu guter Mensch –, doch selbst wenn er die Frist um einen oder zwei Monate verlängerte, wäre es für Jack ratsam, sich baldmöglichst um etwas Eigenes zu kümmern. Daran führte kein Weg vorbei, auch wenn er die Pfannkuchen, die George jeden Sonntagmorgen für alle machte, die in seinem Buchladen unterkamen, schmerzlich vermissen würde.

Er überlegte, sich in der 9 Rue Gît-le-Cœur einzuquartieren, so wie einige seiner Künstlerfreunde es taten. Das Hotel war schäbig, doch was brauchte er schon ein schönes Zimmer, wenn die ganze Stadt vor Schönheit nur so strahlte? Außerdem wollte er Georges Gastfreundschaft nicht über die Maßen beanspruchen.

George war genau wie er Amerikaner und schon vor über sechs Jahren, kurz nach dem Krieg, nach Paris gekommen, während Jack gerade erst vor fünf Monaten in die Stadt seiner

Träume zurückgekehrt war. Als sie sich kennenlernten, hatte George ihm erzählt, dass er im letzten Jahr all sein Geld zusammengekratzt und den kleinen Buchladen erworben hatte, in dem man jedoch nicht nur Bücher kaufen konnte. Vielmehr ließ George unten im Laden angehende Schriftsteller übernachten und bot ihnen damit zugleich die Möglichkeit, so viel zu lesen, wie sie nur wollten. Für George zählte nichts als die Literatur, während es für Jack nur die Malerei gab. Nun ja, die und das gelegentliche Kellnern in dem kleinen Café in der Nähe der Kathedrale Notre-Dame, wenn ihm wieder einmal das Geld ausgegangen war und er George, Madame Lilou oder seinem Freund Frank Levant nicht schon wieder auf der Tasche liegen wollte. Es war ein einfaches, gutes Leben, das er führte, stets getragen von der Hoffnung, eines Tages mit seiner Malerei den großen Durchbruch zu erlangen. Ach, was musste das für ein Leben sein, ohne jede finanzielle Not, mit nichts als Glück und Freiheit und dem Gefühl, der Malerei allein um der Malerei willen zu frönen. Im Grunde nicht viel anders als jetzt, schließlich malte er immer nur das, was er wollte, und wurde durch niemanden zum Tun oder eben auch Nichtstun getrieben. Dennoch wäre es etwas anderes, wenn seine Arbeit endlich Anerkennung finden würde und er damit ein Einkommen erzielen könnte. Doch das würde schon noch kommen. Jack glaubte fest daran.

»Guten Morgen, George«, grüßte er aufgeräumt, als er den kleinen Buchladen im Erdgeschoss betrat, und nickte auch dem Mann zu, der mit dem Ladenbesitzer sprach. Die beiden schienen in eine hitzige Diskussion vertieft zu sein, denn George sah nur kurz zu ihm herüber und nickte, sagte aber

nichts. Dann wandte er sich wieder seinem Gesprächspartner zu und ereiferte sich offenbar über irgendein Buch, das Georges Meinung nach vollkommen überschätzt wurde, worauf der andere heftig widersprach. Ja, George war ein streitbarer Mann, und Jack hatte es durchaus schon erlebt, dass er die gebundenen Werke, die zum Verkauf standen, gelegentlich benutzte, um damit nach jemandem zu werfen. Doch ebenso rasch, wie George hochkochte, kühlte er auch wieder ab und kehrte vom hitzigen Gesprächspartner zu dem umgänglichen, netten Kerl zurück, der ebenso in ihm steckte.

Jack hob kurz die Augenbrauen, ein amüsiertes Schmunzeln auf den Lippen, wünschte einen wunderbaren Tag und ging hinaus.

Mit seiner leichten Jacke war er etwas zu dünn angezogen, doch für die knapp fünfzehn Minuten vom Buchladen zum Café, wo er ein kleines Frühstück einnehmen wollte, würde sie reichen. Erst danach wollte er seine Bilder, die Staffelei, die Farben und den kleinen grünen Hocker holen, um sich ans Ufer der Seine zu setzen und dort zu malen.

»Jack, hier drüben!«, hörte er jemanden seinen Namen rufen, kaum dass er das Café betreten hatte, und sah auf. Sein Freund Frank Levant hob den Arm, um auf sich aufmerksam zu machen, und Jack ging zu ihm hinüber und setzte sich an seinen Tisch.

»Frank, ich hatte nicht damit gerechnet, dich heute hier zu sehen. Meist bleibst du doch zu Hause, wenn am Abend ein Auftritt ansteht.«

Frank, der wie so oft eine Ballonmütze trug, die seine dicken schwarzen Haare und einen Teil seines Gesichtes verdeckte,

machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ich weiß nicht mal, ob ich mich danach fühle, heute auf der Bühne zu stehen und die Leute zu unterhalten«, gab er missmutig zurück.

»Ach, Frank, hör doch auf! Du brauchst das doch, gib es zu. Den Jubel, die Begeisterung.« Jack beugte sich weiter zu dem Freund hinüber. »Die Frauen, die fast in Ohnmacht fallen, wenn du ihnen Blicke zuwirfst.« Er lachte auf und klopfte Frank auf den Oberarm. »Sei ehrlich, du brauchst das wie die Luft zum Atmen.«

Frank schüttelte den Kopf, dann hielt er in der Bewegung inne. »Na, vermutlich hast du recht. Solange sie alle jubeln, bin ich glücklich.« Er legte Zeige- und Mittelfinger an seine Kehle. »Ich habe hier so ein Kribbeln«, stellte er fest. »Nicht, dass mir am Ende die Stimme versagt.«

Jack schmunzelte. Solange er Frank nun kannte – und er hatte ihn bereits zwei Tage nach seiner Ankunft in Paris kennengelernt –, fürchtete dieser, dass etwas Unvorhersehbares über ihn hereinbrechen könnte, dass ihm beispielsweise die Stimme versagte oder das Publikum murrte, er hätte nachgelassen und verstünde nicht länger so zu begeistern wie zuvor.

Am Anfang hatte Jack die Befürchtungen seines Freundes noch ernst genommen, inzwischen lachte er nur noch darüber. Ganz Paris kannte und liebte Frank Levant, den berühmtesten Chanson-Sänger der Stadt, womöglich sogar des Landes. Mit seiner Stimme, vor allem aber seinem Charme, wickelte er jeden um den kleinen Finger, und Jack war sicher, dass Frank das auch wusste. Genau wie Jack war Frank Amerikaner, doch er war schon vor knapp einem Jahr nach Paris

gekommen, um sich hier eine Karriere als Sänger aufzubauen. In den Staaten hatte er nicht gesungen, was genau er dort getan hatte, wusste Jack nicht.

Frank hatte einen leicht italienischen Akzent und erinnerte auch vom Aussehen her an einen Italiener, doch als Jack ihn zu Beginn ihrer Freundschaft fragte, ob er italienische Wurzeln hätte, hatte Frank vehement verneint. Schon seine Eltern seien Amerikaner gewesen, behauptete er, und er habe nicht das Geringste mit Italien zu tun. Trotz dieser Reaktion wurde Jack den Eindruck nicht los, dass er mit seiner Vermutung ins Schwarze getroffen hatte, doch entweder lag er tatsächlich vollkommen falsch damit, oder es gab etwas, worüber der Freund nicht sprechen wollte. Also beließ Jack es dabei, gab es seiner Ansicht nach doch nicht den geringsten Grund, Frank zu einer Antwort zu drängen.

Jetzt hob er die Hand und bedeutete damit Camille, der Kellnerin, das Gleiche nehmen zu wollen wie Frank. Camille nickte lächelnd, und Jack wandte sich wieder dem Freund zu.

»Du wirst auch heute Abend wieder großartig sein, davon bin ich überzeugt. Ob dein Hals nun kratzt oder nicht«, stellte er fest und dankte Camille, die einen Kaffee und ein Croissant vor ihm abstellte.

»Kannst du kommen?«, fragte Frank und sah ihn an.

»Zu deiner Show?«, gab Jack überrascht zurück. Er war schon einige, nein sogar viele Male bei den Shows gewesen und hatte es stets genossen.

»Ja, zu meiner Show«, bestätigte Frank und legte mit ernster Miene wieder die Finger an seinen Hals. »Ich könnte einen Freund an meiner Seite brauchen.«

Jack hätte die Bemerkung als albern abgetan, doch er konnte Frank ansehen, dass dieser es durchaus ernst meinte.

»Ich möchte jemanden dort haben, der ehrlich zu mir ist und mir nicht nur nach dem Mund redet.«

»Sicher, ich komme sehr gern«, stimmte Jack zu, ohne die Einladung weiter zu hinterfragen.

»Gut. Und anschließend will ich wissen, ob ich wirklich gut war oder die Leute nur aus Pflichtgefühl applaudiert haben.«

»Du bist schon ein komischer Geselle, Frank«, erwiderte Jack. »Selbst wenn die Menschen dich auf Händen tragen, glaubst du immer noch, sie täten es nur, um dir einen Gefallen zu erweisen, und nicht, um dich zu feiern.«

»Es ist nicht immer einfach, Frank Levant zu sein«, sinnierte der Freund ein wenig theatralisch, hob den Kopf und blickte ihn ernst an.

Jack zögerte, dann lachte er auf. »Nein, wahrlich nicht. Ein Leben in Saus und Braus, Luxus, wohin das Auge blickt, und Frauen, die sich dir an den Hals werfen – du hast es wahrhaftig schwer!«

Levant winkte ab. »Ach, was weißt du schon vom Leben? Und gerade, was die Frauen angeht, machen es Ruhm und Reichtum nur noch schwerer«, erklärte er. »Wenn du ein hübsches Mädchen siehst und sie mit dir ausgeht, dann kannst du sicher sein, dass es ihr nur um dich geht und nicht um Geld oder Ruhm. Bei mir jedoch«, er tippte sich mit dem Zeigefinger gegen die Brust, »ist das vollkommen anders. Nie weiß ich mit Bestimmtheit, dass sie wirklich mich will und es nicht nur auf meinen Reichtum abgesehen hat oder darauf, die Frau an der Seite eines berühmten Mannes zu sein.«

Jack lachte jetzt noch lauter als zuvor.

»Also, sehen wir es mal so«, sagte er dann. »Du bist reich, berühmt und ohne Mademoiselle, weil du nicht weißt, ob man es ernst mit dir meint. Ich bin arm und ein Niemand und habe ebenfalls niemanden, der mich küsst. Schlussendlich befinden wir uns also in der gleichen Situation, allerdings, mein Freund, wäre ich doch lieber so reich und berühmt wie du.«

»Ach, du einfältiger Kerl«, winkte Levant ab. »Geld ist nicht alles.«

»Das sicher nicht. Aber es hilft enorm dabei, den hier zu füllen.« Jack klopfte sich auf den Bauch.

»Was brauchst du Geld, wenn du Freunde hast? Das Frühstück geht auf mich.«

»Verbindlichsten Dank.« Jack deutete eine Verbeugung an. »Aber ich fände es schon sehr schön, wenn auch ich dich ab und an einladen könnte.«

»Dann verkauf deine Bilder.«

»Soll das ein Vorschlag sein?«, gab Jack schmunzelnd zurück. »Glaub mir, Frank, wenn ich könnte, würde ich sie alle verkaufen. Doch irgendwie scheint niemand außer mir etwas Besonderes darin zu sehen.«

»Ich kaufe sie dir ab«, bot Levant an. »Und dann lädst du mich zum Frühstück ein.«

»Das ist zwar nett gemeint, mein lieber Freund, aber es macht die Sache an sich nur noch trauriger.« Jack gab sich Mühe, sich die gute Stimmung nicht verhaseln zu lassen. Doch dass es so gar niemanden zu geben schien, der bereit war, wenigstens eines seiner Bilder zu kaufen, ließ sein Vertrauen in das eigene Können mehr als nur ein wenig schwinden.

»Wie du willst.« Levant lehnte sich zurück. »Überleg es dir. Mein Angebot steht.«

»Dann lasse ich mich doch lieber zum Frühstück einladen«, antwortete Jack und deutete auf seinen inzwischen geleerten Teller und die ausgetrunkene Tasse Kaffee. »Und heute Abend werde ich sehr gern im Publikum sitzen – ich weiß jetzt schon, wie begeistert ich sein werde. Genau wie jeder andere im Saal.«

»Ich bitte dich um deine ehrliche Meinung, nicht um eine freundliche«, stellte Levant nochmals klar.

»Du kannst dich darauf verlassen«, versicherte ihm Jack und hob die Hand. »Das schwöre ich hiermit feierlich.«

»Gut. Eine Loge wird für dich bereit sein. Du kannst auch gern George oder einige der Schriftsteller mitbringen, die sich immer bei ihm tummeln«, weitete Frank sein Angebot aus.

»Ich kann ihn fragen. Wenn er nicht gerade in streitbarer Laune über die Schriften irgendeines Autors ist und diesbezüglich dringend eine Auseinandersetzung mit einem seiner Mitbewohner führen muss, ist er bestimmt dabei.« Jack erhob sich. »Doch jetzt, mein singender Freund, werde ich meine Staffelei, meine Farben und die Bilder holen und mich an die Arbeit machen, so nutzlos sie auch sein mag.«

Levant grinste. »Mach das. Ich werde mir noch einen weiteren Kaffee gönnen. Mach's gut, mein Freund. Bis heute Abend, und viel Erfolg beim Malen oder, noch besser, beim Verkaufen!«

Jack deutete eine neuerliche Verbeugung an. »Ergebens-ten Dank, mein berühmter Freund. Ich werde mein Bestes geben.« Er zwinkerte, dann verließ er das Café und ging zurück zum Buchladen und hinauf in seine Kammer, um seine Sachen

zu holen. Kurz schweiften seine Gedanken zu Frank, der nie glücklich zu sein schien, obwohl er doch alles im Leben hatte. Er war schon ein komischer Kerl, dieser Frank Levant. Vermögend, ein guter Sänger, großartiger Pianist und noch besserer Unterhalter und dennoch durch und durch von Zweifeln zerfressen. Mitunter hatte Jack das Gefühl, dass er ihn mit seiner getrübten Stimmung sogar ein wenig mit runterzog. Doch das würde er nicht zulassen. Im Gegenteil: Er war fest entschlossen, Frank aus dem Loch herauszuholen, in das dieser immer wieder fiel. Vielleicht war genau das der Grund, weshalb die beiden sich angefreundet hatten. Sie waren verschieden wie Hund und Katz, doch Gegensätze zogen sich bekanntermaßen an.

Jack suchte seine Sachen zusammen, legte den Gurt, mit dem er die Bilder besser tragen konnte, über die Schulter und ließ das Malzeug in einem einfachen Beutel verschwinden. Anschließend verließ er seine Kammer und machte sich auf den Weg zum Ufer der Seine, wo er heute die Pont Neuf, eine der ältesten Brücken von Paris, malen wollte. Vielleicht würde er seine Bilder verkaufen können, wenn er statt der Straßencafés und Kathedralen künftig den Fluss und die Brücken abbildete.

Auf dem Weg dorthin machte er einen Abstecher zum Café de Flore, in dem er vorhin gefrühstückt hatte, um sich eines der frischen Croissants zu holen. Frank saß noch immer an demselben Tisch wie vorhin und las eine Zeitung. Der Chanson-Sänger zog es vor, sein Frühstück in diesem kleinen Café an der Ecke einzunehmen statt im Impérial, einem der teuersten Hotels der Stadt, in dem er lebte. Wahrlich, er war sehr eigen in seiner Art, dieser Frank Levant, und stets darauf bedacht, nicht erkannt zu werden, deshalb auch die Mütze, die

einen Teil seines Gesichtes verdeckte. Jack fand das albern, er war überzeugt davon, dass echte Liebhaber seiner Auftritte ihn auch damit erkannten. Doch er war Jacks Freund und würde ihm bedingungslos zur Seite stehen, ganz gleich, was käme.

Seine Schulter schmerzte, als er das Ufer der Seine erreichte und den Halteriemen für seine Bilder endlich abnehmen konnte. Jack sah über den Fluss hinüber zur Brücke. Noch war die Sonne nicht so weit gewandert, dass sie sich auf dem Wasser spiegelte, und er konnte in aller Ruhe seinen kleinen grünen Hocker und die Staffelei aufstellen, um daran arbeiten zu können. Die fertigen Gemälde, die er mitgenommen hatte, drapierte er in einer Reihe an der Mauer, damit Spaziergänger diese in aller Ruhe betrachten konnten. Vielleicht interessierte sich jemand dafür, und er konnte etwas verkaufen. Zumindest zeigte außer ihm hier niemand seine Bilder, anders als in den Straßen im Künstlerviertel, wo die Maler dicht an dicht ihre Werke präsentierten.

Es gab viele Maler in Paris, fast zu viele, wie Jack fand, und es war schwer, sich von den anderen abzuheben. Allerdings war es nur allzu verständlich, dass diese Stadt wie keine andere die Künstler anzog, ganz gleich, ob Maler, Schriftsteller, Musiker, Bildhauer oder was auch immer. Die Kunst schien hier allgegenwärtig zu sein, geradezu in der Luft zu liegen. In Jacks Augen war Paris wie ein erstklassiges Restaurant, dessen Essensdüfte auf die Straße waberten und die Hungrigen auf magische Weise zum Eintreten verlockten. Genau diese magische Anziehung jedoch führte dazu, dass es ein Übermaß an Kunst gab und Jack in dem duftenden Restaurant bisher keinen Tisch gefunden hatte, an dem er speisen konnte.

Er rückte seine Staffelei noch etwas näher ans Ufer heran, kontrollierte erneut den Blickwinkel, den er von dieser Stelle aus auf die Pont Neuf hatte, dann holte er seinen Hocker und den Beutel mit der Palette und den Farben dazu, packte alles aus und stellte fest, dass die Sonne in den wenigen Augenblicken bereits weitergewandert war. Jack war zufrieden mit der Ansicht, die er gewählt hatte, wollte er doch nicht das Motiv aus demselben Winkel zeichnen wie seinerzeit Camille Pissarro und sich auch nicht an die Werke Nicolas Raguenets oder Renoirs anlehnen, die die Pont Neuf ebenfalls in ihren Gemälden festgehalten hatten.

Er setzte sich auf seinen Hocker, nahm Pinsel und Farbpalette zur Hand, klebte die Farben darauf und mischte sie. Dann nahm er sich einen Moment, an der leeren Leinwand vorbei in Richtung Brücke zu blicken, atmete einige Male tief durch und setzte den Pinsel an. Von irgendwoher hörte er die Klänge einer Klarinette, die sich melodisch der Strömung des Flusses anzupassen schienen, und während die Sonne höher und höher stieg und er die Farben mischte und auf die Leinwand brachte, hatte Jack das Gefühl, immer tiefer in die Atmosphäre einzutauchen, ganz so, als wage er sich selbst mit jedem Pinselstrich einen weiteren Schritt ins Bild vor.

Nach einer Weile nahm er hinter sich ein Geräusch wahr und drehte sich um. Zu seiner Überraschung sah er eine junge Frau ein Stück weit von sich entfernt stehen, die den Fotoapparat, mit dem sie ihn offenbar aufgenommen hatte, nun sinken ließ. Ihre blauen Augen leuchteten im Sonnenlicht, die kurzen Locken wurden vom Wind umspielt.

»Nanu«, sagte Jack und drehte sich vollends zu ihr um. »Guten Tag. Haben Sie etwa mich fotografiert?«

»Guten Tag«, gab sie gut gelaunt zurück. »Sie haben mich ertappt«, gestand sie ein. »Die Szenerie hatte eine ganz besondere Stimmung. Bitte verzeihen Sie, dass ich nicht gefragt habe.« Sie lächelte ihn an, und Jack hatte das Gefühl, dahinzuschmelzen. Eilig erhob er sich und ging mit ausgestreckter Hand auf sie zu.

»Mein Name ist Jack, Jack King.«

»Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Jack King. Mein Name ist Rose Chevalier.« Sie nahm seine Hand und schüttelte sie.

»Rose«, gab Jack schwärmerisch von sich. »Natürlich. Eine Rose. Was auch sonst?«

Rose lachte auf und blickte ihn an. Es schien ihr nicht unangenehm, dass er so offensichtlich begeistert von ihr war. Und ja, das war er wirklich. Jack musste zugeben, dass er die französischen Demoiselles wirklich anziehend fand. Weit mehr als die amerikanischen, die Jack um einiges ernster und zurückgenommener schienen. Es war, als hätten sie mehr Schwierigkeiten, den Alltag zu meistern, als die französischen. Vielleicht lag es aber auch nur daran, dass sich Letztere den Alltag nicht so zu Herzen nahmen. Wer wusste das schon?

»Sie sind also Maler?«, stellte Rose fest.

»Ja, ich bin Maler«, stimmte Jack zu und legte den Kopf schräg, »wenn auch ein noch nicht entdeckter.«

»Oh, die meisten Künstler brauchen viele Jahre, bis jemand sie wahrnimmt. Sehr viele haben ihre Berühmtheit auch erst nach ihrem Tod erlangt«, sagte Rose.

»Nun, Mademoiselle, ich hoffe doch sehr, so lange nicht warten zu müssen.«

»Ich wünsche es Ihnen.« Sie lächelte ihn herzlich an. »Dann lasse ich Sie jetzt weiter Ihrer Kunst nachgehen. Ich möchte

schließlich nicht schuld daran sein, dass Ihr womöglich berühmtestes Gemälde nicht fertig wird.«

»Aber nein!«, verwahrte Jack sich eilig. »Nein, nein, nein. Die Pont Neuf kann nicht mein berühmtestes Gemälde werden. Wir haben also jede Menge Zeit füreinander.«

Wieder lachte Rose auf. »Ach, und was macht Sie da so sicher?«

»Künstler fühlen so was«, antwortete Jack, musste dann aber selbst lachen. »Wir können den Wert natürlich noch steigern, indem Sie mir gestatten, Sie mit auf dem Bild zu verewigen.«

Rose schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, aber dafür habe ich jetzt keine Zeit.« Sie sah auf die Uhr. »Ich müsste eigentlich längst fort sein, doch irgendetwas an der Art, wie Sie dort saßen und malten, hat mich veranlasst, stehen zu bleiben und Sie zu fotografieren.«

»Schicksal«, brachte Jack hervor. »Das ›Irgendetwas‹ war Schicksal. Wir beide sollten uns begegnen!« Er spürte, dass er etwas daherredete, nur um sie noch nicht gehen zu lassen. So viele hübsche junge Damen er in Paris auch schon gesehen hatte, war Rose doch etwas Besonderes. Sie trug die dunklen Haare kurz geschnitten, was ihrem Aussehen etwas Freches, Uneitles gab.

»Schicksal?«, wiederholte sie. »Nun, daran glaube ich nicht.«

»Und glückliche Zufälle? Glauben Sie daran, Rose?«

»Das schon eher.«

»Dann war es also ein glücklicher Zufall«, entschied Jack und zeigte auf ihren Fotoapparat. »Tragen Sie den immer bei sich?«

»Ja, das tue ich. Mein Vater hat mir die Kamera geschenkt, als ich ein kleines Mädchen war. Sie funktioniert noch immer,

und ich fange damit genau solche spontanen Momente ein wie diesen gerade eben.« Wieder sah sie auf die Uhr. »Ich muss nun wirklich gehen. Es war nett, Sie kennenzulernen, Jack King.« Diesmal war sie es, die ihm die Hand entgegenstreckte.

Jack überlegte angestrengt, was er sagen könnte, um sie aufzuhalten. »Wann kann ich die Bilder sehen?«, fragte er eilig.

»Die Bilder?«, wiederholte sie.

»Ja, natürlich. Ich möchte einen Abzug des Fotos, das Sie von mir gemacht haben.«

»Oh. Nun, es kann ein wenig dauern, bis sie entwickelt sind.«

»Wo wohnen Sie, Rose? Ich kann zu Ihnen kommen und gelegentlich nachfragen.« Er sah sie prüfend an. Offenbar war ihr sein Vorstoß zu plump. »Oder noch besser, ich lade Sie heute Abend ins Theater ein, und Sie überlegen sich währenddessen, ob Sie mir Ihre Adresse verraten.« Sie zögerte noch immer. »Bitte, Rose. Frank Levant ist ein Freund von mir, und ich habe ihm versprochen, dass ich heute Abend komme. Begleiten Sie mich? Bitte?«

Rose sah ihn an. »Ich überlege es mir.«

»Bitte, Rose, kommen Sie. Sie brechen mir sonst das Herz.« Er hielt ihre Hand fest.

»Ich überlege es mir, doch versprechen werde ich es nicht.« Sie blickte auf ihre Hand als stille Aufforderung, dass er diese loslassen möge, was Jack eilig tat.

»Ich werde am Eingang des Lido auf Sie warten, Rose. Die Show beginnt um acht Uhr. Sie würden mich zum glücklichsten Mann der Welt machen.«

Rose schüttelte lächelnd den Kopf. »Wir werden sehen, Jack. Auf Wiedersehen, und malen Sie Ihr Gemälde zu Ende, bevor

Sie ...«, sie wiegte den Kopf, »Sie wissen schon.« Scherzhaft fuhr sie sich mit dem Finger über den Hals und verzog das Gesicht.

Jack lachte herzlich auf. Rose setzte sich in Bewegung und schlenderte davon.

»Bis heute Abend, Rose. Ich werde warten«, rief er ihr nach. »Wenn es sein muss, auch die ganze Nacht!« Dann atmete er geräuschvoll aus. Was für ein wunderschönes Geschöpf! Rose Chevalier. Wenn sie am Abend nicht käme, würde er Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um sie ausfindig zu machen. »Rose Chevalier!«, sagte er leise und ließ sich ihren Namen förmlich auf der Zunge zergehen. Das schönste Mädchen von Paris.

2. KAPITEL

WOHNUNG DER FAMILIE CHEVALIER, 25 QUAI ANATOLE FRANCE

*Das Leben ist einzigartig. Und es ist unsere Pflicht
und unser Privileg, es jeden Tag zu genießen.*

ROSE CHEVALIER

»Du kommst spät, Liebes«, bemerkte Francine mehr verwundert als streng, als Rose das Zimmer betrat, eilig ihre Kamera auf dem kleinen Schränkchen ablegte und sich dann an den Tisch setzte.

»Entschuldigt bitte, ich wurde aufgehalten.« Rose nahm sich die Serviette und legte sie auf ihren Schoß.

»Aufgehalten?«, fragte ihre Mutter nach.

»Ist doch egal, was sie aufgehalten hat«, stellte Arthur Chevalier, Roses Vater, fest. »Viel wichtiger ist, dass am Wochenende das Spiel zwischen unseren Jungs und Stade Français stattfindet. Ich werde auf jeden Fall im Stadion sein. Kommst du mit, *ma petite fille*?« Er sah Rose aufmunternd an.

»Selbstverständlich. Das lasse ich mir bestimmt nicht entgehen.« Rose lächelte ihren Vater an, dem die Begeisterung über das bevorstehende Fußballspiel im Gesicht geschrieben stand. Er war schon seit vielen Jahren glühender Anhänger des Racing Club de Paris, eines Fußballvereins, von dem er sich erhoffte, dass die Spieler dieses Jahr den Pokal holen würden. Roses Mutter sagte immer, dass die Leidenschaft für diesen Sport eigentlich gar nicht zu ihrem Ehemann passte, der als Abkömmling einer seit Generationen äußerst vermögenden Familie Besitzer eines der besten Hotels in Paris und ein überaus angesehener Mann war. Er sprach sieben Sprachen fließend, und Kultiviertheit sowie ein gewisses Auftreten waren ihm geradezu in die Wiege gelegt worden. Rose hatte viel von ihrem Vater, sprach selbst neben Französisch auch Englisch, Deutsch, Italienisch und Spanisch fließend. Und auch die Leidenschaft für den Fußballsport teilten sich Vater und Tochter, wofür Roses Mutter Francine jedoch nur wenig Verständnis hatte. Francine fand das Fußballspielen zu ruppig, zu unkultiviert, sie zog Sportarten wie das immer beliebter werdende Golfspiel oder auch Tennis vor. Aus diesem Grund begleitete sie ihren Ehemann auch niemals zu den Fußballspielen, wenngleich die Familie Chevalier dort die besten Plätze als Dauerreservierung hatte.

Rose hingegen liebte den Fußball genau wie ihr Vater, und sie war froh, dass die Mutter nicht dabei war, wenn Arthur und sie zusammen die Mannschaft anfeuerten und Rose sich dabei alles andere als damenhaft benahm.

»Diesmal putzen wir sie weg!«, begeisterte Arthur sich weiter. »Mit Abderrahman Mahjoub haben sie sich einen Spieler

geholt, der noch mal ganz neuen Schwung in die Sache bringt.« Arthurs Augen funkelten. »Ich habe noch nie gesehen, dass sich ein Spieler so bewegt. Geschmeidig wie eine Katze und schnell wie ein Panther. Wir werden Stade Français einfach überrennen.«

»Bitte, Arthur, können wir beim Essen über etwas anderes sprechen?«, bat Francine und verdrehte die Augen.

»Sicher, meine Liebe. Bitte verzeih.« Arthur nahm die Hand seiner Frau und hauchte einen Kuss darauf. »Ich bin nun mal ein leidenschaftlicher Mann, wie du weißt.« Er zog seine rechte Augenbraue in die Höhe und warf seiner Frau einen tiefen Blick zu.

»Ach, Arthur, du bist unmöglich.« Francine schüttelte den Kopf, konnte sich aber ein Schmunzeln nicht verkneifen. »Wo hast du denn deinen Vormittag verbracht?«, fragte sie dann, an Rose gewandt.

»Hier und da«, antwortete Rose. »Ich habe Fotos gemacht und war unten an der Seine nahe der Pont Neuf.«

Arthurs Miene verfinsterte sich. »Geh aber bitte wirklich nur noch am Tag hin, wenn es dort belebt ist, ja? Die Gegend ist nicht mehr sicher. Der Mann, den sie vor einigen Tagen aus dem Fluss gezogen haben, ist wohl ermordet worden.«

»Wie bitte? Das war kein Unfall?«, erkundigte sich Francine bestürzt.

»Nein, *ma chère*, der Mann wurde umgebracht.«

»Aber das ist ja furchtbar«, befand Francine. »Weiß man, wer es war?«

»Bislang nicht. Es gibt so einige finstere Gestalten, die sich in unserem schönen Paris herumtreiben«, stellte Arthur mit

einer gewissen Verärgerung, womöglich war es auch Sorge, in der Stimme fest. »Man sollte sie alle aus der Stadt jagen, bevor sie hier sesshaft werden und die ehrlichen Menschen vertreiben, die diese Stadt zu dem gemacht haben, was sie heute ist.«

Rose konnte ihrem Vater ansehen, dass er beunruhigt war. Kein Wunder, hatte er doch während des Krieges miterleben müssen, wie die Nazis sein schönes Hotel besetzt und sich wie Kakerlaken ausgebreitet hatten. Und er und das Hotelpersonal, das geblieben war und nicht an der Front kämpfte, hatten diese Leute bedienen müssen. Diese Zeiten lagen nun bereits über sieben Jahre zurück, doch seitdem hatte sich die Sicht ihres Vaters auf Gewalt, sei es physischer oder psychischer Natur, verändert. Hatte er die Auseinandersetzung damit früher einfach von sich schieben können, weil Gewalt in den Kreisen, in denen er lebte und agierte, keine Rolle zu spielen schien, war diese während des Krieges mit aller Macht über ihn und die Seinen hereingebrochen und hatte sein Sicherheitsgefühl ein für alle Mal zerstört.

Ihr Vater war ein Mensch, der sein Land und das französische Lebensgefühl über alles liebte. Für ihn und auch für die Mutter musste das Leben leicht und voller Freude sein. Gab es Meinungsverschiedenheiten, so sollten diese am besten bei einem guten Glas Wein ausgeräumt werden, und dann war alles wieder gut. So einfach ging das. Genau dafür liebte Rose die beiden, hatte sie doch nicht zuletzt deshalb eine so unbeschwertere Kindheit erleben dürfen, die sie neugierig auf die Welt und die Menschen gemacht hatte.

Zu der Zeit, als Paris von den Deutschen besetzt gewesen war, hatte Arthur der Tochter strengstens verboten, ins Hotel

zu kommen, wollte er doch auf jeden Fall verhindern, dass die deutschen Offiziere sie auch nur zu Gesicht bekamen. Damals hatte Rose die meiste Zeit in der Wohnung bleiben müssen und es daher umso mehr genossen, als sie nach Ende der deutschen Besatzung mit einem Gefühl des Aufbruchs wieder hinausgedurft hatte und sozusagen in die Freiheit entlassen worden war. Der Blick durch ihre Kamera war ihr noch wichtiger geworden als zuvor, interessierte sie sich doch vor allem dafür, die Blicke und Gesten der Menschen einzufangen, zu zeigen, wie sie agierten. Sie konnte gar nicht genug davon bekommen, Momente mit der Kamera festzuhalten, und auch oder vielmehr gerade dann, wenn sie ihren Vater zu den Fußballspielen begleitete, konnte man ihr Gesicht kaum sehen, weil sie ihre Kamera fast die ganze Zeit vor den Augen hatte, immer bereit, den Jubel, die Enttäuschung oder auch die Spannung einzufangen, die so manchem Besucher ins Gesicht geschrieben stand.

Sie musste an vorhin denken, als sie den Maler, diesen Jack, fotografiert hatte, während er die Pont Neuf und das Licht der Stadt mit seinen Farben einzufangen versucht hatte, und ein Lächeln trat auf ihre Lippen. Auch wenn sie ihn zu diesem Zeitpunkt nur von hinten gesehen hatte, war ihr doch, als könnte sie erraten, wie er in Richtung der Brücke geblickt und welches Gefühl sich auf seinem Gesicht gespiegelt hatte. Es verband sie, dass sie beide versuchten, in ihren Bildern das festzuhalten, was sie sahen.

»Was lächelst du denn so versonnen?«, holte ihre Mutter sie aus ihren Gedanken heraus.

»Ich?« Rose bemerkte erst jetzt, dass ihre Eltern sie fragend ansahen.

»Ja, du«, stellte ihr Vater schmunzelnd fest. »Wo auch immer du in deinem Kopf gerade bist, es muss ein schöner Ort sein.«

Rose blickte auf ihren Teller. Sie fühlte sich ertappt, und es kam ihr unhöflich vor, das Gespräch ihrer Eltern nicht weiter verfolgt zu haben.

»Ich bitte um Verzeihung«, sagte sie daher. »Ich wurde für heute Abend ins Lido eingeladen und musste soeben daran denken.«

»Ins Lido?«, echote Francine. »Von wem denn, wenn ich fragen darf?«

»Von einem Maler. Sein Name ist Jack. Ihr kennt ihn nicht.«

»Jack, ja? Ein Amerikaner?«, fragte ihr Vater nach.

»Ja, ein Amerikaner. Er ist Maler und ...«, sie zögerte, »nun ja, ich habe ihn heute erst kennengelernt.« Sie sah zunächst ihre Mutter, dann ihren Vater an, abwartend, was diese dazu sagten.

»Ich mag die Amerikaner«, stellte ihr Vater fest. »Sie sind offen und freundlich. Einzig, dass sie in kulinarischer Hinsicht einer Katastrophe gleichkommen, kann man ihnen zur Last legen.«

»Ich finde es recht forsch, eine solche Einladung auszusprechen, wenn ihr euch doch gar nicht kennt«, wandte Francine ein.

»Forsch« ist nur ein anderes Wort dafür, keine Zeit verschwenden zu wollen«, hielt Arthur dagegen. »Ich schätze solche Menschen.« Er lächelte Rose an. »Und wer kann ihm seine Forschheit verdenken, wenn es darum geht, eine so wunderschöne junge Frau kennenlernen zu wollen?«

Francine war anzusehen, dass sie in dieser Hinsicht nicht mit ihrem Mann übereinstimmte. Rose sah, wie sie den Mund öffnete, um etwas zu sagen, doch Arthur kam ihr zuvor.

»Vor dreißig Jahren hat es dir durchaus gefallen, *ma chère*, wenn ein Mann so handelte.«

»Aber das ist doch etwas vollkommen anderes«, meinte Francine. »Ich war damals ...« Sie überlegte.

»Genau. Du warst damals zwei Jahre jünger als unsere Rose jetzt.« Arthur schmunzelte. »Geh nur ins Lido und verbringe einen wunderschönen, unvergesslichen Abend, *ma petite fille*. Und wenn dieser Amerikaner zu forsch wird, dann sag ihm, dass der Küchenchef deines Vaters ein sehr grimmiger Mann sein kann, der mit dem Hackebeil umzugehen weiß.« Aus dem Schmunzeln wurde lautes Lachen, und Rose stimmte ein.

»Ich werde es ihm ausrichten, Papa.« Sie sah nun ihre Mutter an. »Mach dir keine Sorgen, *maman*.«

Francine schüttelte den Kopf. »Aber nein. Dein Vater hat ja vollkommen recht. Ich muss mir wohl manchmal ins Gedächtnis rufen, dass du kein kleines Mädchen mehr bist.«

»Nun, es ist nur eine Einladung zu einer Show«, erwiderte Rose beschwichtigend. »Und noch habe ich nicht einmal entschieden, ob ich überhaupt hingehen werde.«

»Aber natürlich hast du das schon entschieden«, befand Arthur. »Das verrät mir dein Lächeln.«

Rose spürte, dass sie errötete, und steckte sich rasch einen Löffel voll *Soupe à l'oignon gratinée* in den Mund. Normalerweise liebte sie den einzigartigen Geschmack dieser mit Ziegenkäse überbackenen Zwiebelsuppe, die Dorette, die Köchin, mit roten Zwiebeln und Lauch zubereitete und mit einem Stück Baguette servierte, doch heute wusste sie sie kaum angemessen zu würdigen, waren ihre Gedanken doch fest bei dem jungen Maler. Ja, ihr hatte dieser Amerikaner gefallen, das musste sie

zugeben, genau wie seine so offensichtliche Begeisterung für sie und die beharrliche Art, mit der er darauf bestanden hatte, sie einzuladen oder ihre Adresse in Erfahrung zu bringen.

»Es ist ja nur der eine Abend«, spielte sie die Angelegenheit herunter. »Frank Levant wird dort auftreten. Er ist wohl ein Freund dieses Amerikaners.«

»Frank Levant?« Francine setzte sich mit einem Ruck auf. »Ach, ich finde ihn wunderbar.« Sie sah Arthur an. »Hast du mir nicht so oft versprochen, dass wir auch mal wieder zu einer seiner Shows gehen?«, beschwerte sie sich bei ihrem Ehemann und wandte sich dann wieder an Rose, ohne eine Antwort abzuwarten. »Und du sagst, dieser Amerikaner ist ein Freund von Frank Levant?«

»Ja.« Rose zuckte mit den Achseln. »So habe ich es verstanden.«

»Also wenn das stimmt, kann dieser Jack so verkehrt nicht sein«, urteilte Francine.

Arthur lachte herzlich auf. »Eben noch skeptisch, hast du deine Mutter nun vollständig überzeugt.« Er hob den Zeigefinger. »Es sei denn, dieser Maler hat gelogen, um bei dir Eindruck zu schinden.«

»Das glaube ich nicht. Er ist wohl ein Gast von Frank Levant und hat mich nur dazugebeten.« Wieder zuckte sie mit den Achseln. »Aber ich werde es ja sehen.«

Nach dem Essen ging Rose in ihr Zimmer mit dem angeschlossenen eigenen Badezimmer in der großzügigen Wohnung, in der neben den Eltern nur noch Milou, das Hausmädchen der Chevaliers, lebte. Rose warf sich aufs Bett und starrte an die Decke. Seit diesen Monat das neue Semester begonnen

hatte, fühlte sie sich oft müde. Vielleicht lag es aber auch daran, dass sich die Sonne in den letzten Monaten nur selten am Himmel gezeigt hatte. Sie konnte es kaum erwarten, dass sich der Frühling endlich Bahn brach und die Sonne beständig jeden Tag schien.

Gestern und heute hatten keine Vorlesungen an der Sorbonne stattgefunden, und Rose war froh darüber, wenngleich ihr das Studium sonst viel Freude bereitete. Doch noch wusste sie nicht so recht, was sie nach dem Abschluss damit anfangen würde. Sie war unentschlossen gewesen, was sie überhaupt studieren sollte, hatte sich zu wenig damit auseinandergesetzt, und dann hatte sie auch schon eine Entscheidung treffen müssen. Sie interessierte sich für Kunst, das stimmte, doch ebenso für Sprachen und Geschichte. Und genau genommen auch für Architektur, soweit diese die herrlichen Bauten Frankreichs betraf. Außerdem begeisterte sie sich für Innenausstattung und sogar für die Gestaltung des Parks, an dem die Wohnung der Chevaliers gelegen war.

Ihr Vater beurteilte es freundlich, dass sie so sehr an allem interessiert war, noch dazu überaus euphorisch, und Rose wusste seine liebevolle Unterstützung zu schätzen. Er ließ ihr die Wahl, bedeutete ihr, hinter ihr zu stehen, ganz gleich, welche Entscheidung bezüglich ihres Studiums sie treffen würde. Sie war froh darüber, doch sie konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass andere in ihrem Alter weit besser wussten, was sie sich von der Zukunft erwarteten, und das bedrückte sie. Und während ihre Eltern ihr nicht vorhielten, dass sie so wankelmütig war, gelang es ihr selbst nicht immer, den Gedanken von sich zu schieben, dass sie endlich erwachsen werden

musste. Doch vielleicht war es genau das, was sie sich zum jetzigen Zeitpunkt nicht wirklich vorstellen konnte. Sie fühlte sich so frei, so ungezwungen, so ohne jede Verpflichtung. Natürlich wusste sie, dass sie sich dem Leben stellen und spätestens nach Beendigung ihres Studiums auch endlich auf eigenen Füßen stehen musste, doch das hier war Paris, die Stadt der Liebe. Und für Rose war es vor allem die Liebe zum Leben.

Sie wusste, wie sehr ihr Vater mit den harten Zeiten, die hinter ihnen lagen, zu kämpfen gehabt hatte. Sie selbst war gerade siebzehn Jahre alt gewesen, als der Krieg endete, und hatte alles nur durch die Augen eines Kindes erlebt, von dem die Eltern alles, was nur möglich gewesen war, ferngehalten hatten. Außerdem war sie über viele Wochen hinweg bei ihrer Großmutter mütterlicherseits gewesen – Marie Morel –, deren Anwesen außerhalb am Étang de Saclay lag, einem See, etwa fünfundzwanzig Kilometer von Paris entfernt. *Mamie* Marie lebte dort zusammen mit ihrer Freundin Hedwig. Hedwig war Deutsche, und die beiden Frauen kannten sich von klein auf, weil ihre Eltern befreundet gewesen waren und Hedwigs Familie die Sommer immer in Frankreich verbracht hatte. Über die Jahre hatten die beiden den Briefkontakt gehalten und sich auch regelmäßig besucht, bis es durch die Auseinandersetzungen des Krieges immer schwieriger geworden war. Beide hatten ihre Männer im Ersten Weltkrieg verloren, und als dieser dann beendet war, hatte sich Hedwig entschlossen, ihrem Heimatland Deutschland den Rücken zu kehren und zu ihrer Jugendfreundin nach Frankreich zu ziehen. Doch sie hielt den Kontakt nach Deutschland auch während der Zeit, in der Frankreich und Deutschland sich im Zweiten Weltkrieg als

Gegner gegenüberstanden. Für Hedwig war das, was in ihrem Geburtsland unter Hitler geschah, eine Katastrophe, und sie hatte Rose des Öfteren erzählt, wie froh sie war, nicht Teil von alldem gewesen zu sein. Doch Rose wusste auch, dass Hedwig weit mehr getan hatte, als die Taten nur verbal zu verurteilen, hatte diese sich doch über eine lange Zeit größten Gefahren ausgesetzt. Hedwig und Roses Großmutter waren Kämpferinnen der Résistance gewesen und hatten sich gegen die Nationalsozialisten aufgelehnt, wo immer sie konnten. Damals, während des Kriegs, hatte Rose nichts davon gewusst. Und auch als der Krieg vorbei gewesen war, brauchte es noch einige Jahre, bis *mamie* Marie ihr davon erzählt hatte. Zusammen mit Hedwig hatte sie die Hetzplakate entfernt oder beschädigt, die die Bevölkerung zu antisemitischen Handlungen aufriefen, oder sich geweigert, die Straßenseite zu wechseln, um das Trottoir freizumachen, wenn ihr ein deutscher Offizier entgegenkam. Dies zählte jedoch eher zu den harmloseren Formen des Widerstands. Richtig gefährlich war es, gegen das Versammlungsverbot zu verstoßen und Zusammenkünfte zu organisieren – heimlich und weniger heimlich –, denn dies kam dem Schmieden von Umsturzplänen gleich und wurde von den Besatzern schwer geahndet. Und genau das hatten Hedwig und Marie getan. Sie waren sogar so weit gegangen »feindliche Ausländer« wie amerikanische Fallschirmjäger oder englische Flieger zu verstecken, die sie bei ihrem Kampf gegen die Nationalsozialisten unterstützten. Rose war beeindruckt gewesen, und auch wenn ihre Großmutter eher sachlich davon berichtet hatte, so war doch durchaus auch ein gewisser Stolz, nein eher eine tiefgreifende Überzeugung aus

ihren Worten herauszuhören gewesen, das Richtige getan zu haben.

Roses Großmutter Marie war vor einem Jahr viel zu jung gestorben, sodass Hedwig nun allein auf dem Anwesen der Familie Morel lebte. Rose liebte Hedwig fast so sehr, wie sie ihre eigene *mamie* geliebt hatte, und sie wusste, was ihre Mutter und auch ihr Vater nicht wussten, nämlich dass Marie und Hedwig weit mehr verbunden hatte als nur Freundschaft. Die beiden Frauen waren ein Liebespaar gewesen. Wie lange schon, konnte auch Rose nicht sagen. Sie hatten nie darüber gesprochen, und Rose hatte nie danach gefragt. Nur dass es eine verbotene Liebe war, das war Rose klargeworden, als sie es als junges Mädchen herausgefunden hatte – dreizehn oder vierzehn war sie damals vielleicht gewesen. Sie erinnerte sich noch gut daran, wie erschrocken ihre Großmutter gewesen war, als Rose sie und Hedwig ertappt hatte. Hedwig hatte da anders reagiert, sie hatte Rose zur Seite genommen und ihr erklärt, was vorging und dass sie sich liebten. Rose war das irgendwie selbstverständlich erschienen, die beiden waren einander so zugetan, dass sie nichts Schlechtes oder gar Verbotenes daran hatte finden können. Doch es war nun mal verboten, und irgendwie gefiel es Rose, dass sie die Einzige in der Familie war, die die Wahrheit kannte.

Gerade war Hedwig bei ihnen zu Besuch gewesen, und die letzte Woche, die Rose mit ihr hatte verbringen können, war einfach herrlich gewesen. Meistens war es andersherum, und Rose besuchte Hedwig für ein paar Tage in deren Zuhause am Étang de Saclay. Dass diese nun bei ihnen in Paris zu Gast gewesen war, hatte Rose sehr gefreut. Sie hatte es genossen, an

den Abenden zu Hedwig ins Bett zu schlüpfen, genau wie früher, und dort bis in die Nacht mit ihr zu plaudern. Nur mit dem Unterschied, dass Hedwig und sie inzwischen stets ein Glas Wein tranken, während sie über Gott und die Welt sprachen – manchmal sogar mehr als nur eins. Es war so schön gewesen, die Freundin ihrer Großmutter wieder einmal hiergehabt zu haben, und Rose glaubte, dass ihre Eltern die Zeit mit ihr ebenso genossen hatten wie sie selbst.

Als Hedwig gestern Morgen wieder abgereist war, hatte Rose ihr versprochen, mit ihrem Besuch nicht lange auf sich warten zu lassen. Und tatsächlich freute sie sich schon jetzt darauf, endlich wieder zu dem herrlichen Anwesen am See zu reisen, wo ihre Großmutter und Hedwig über Jahrzehnte ihr Leben miteinander geteilt hatten.

Hedwig wurde dieses Jahr zweiundsechzig und war weit davon entfernt, auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein, vor allem deshalb, weil sie eine überaus selbstständige Frau war, die vor Kraft nur so strotzte. Vielleicht war es ihr damaliges Wirken in der Résistance, was sie so stark wirken ließ. Vielleicht aber auch einfach ihr Charakter. Und dennoch war Rose stets um sie besorgt und wurde schnell unruhig, wenn sie eine Weile nichts von Hedwig hörte, lag doch das Haus, in dem diese lebte, recht abgeschieden. Zwar gab es dort ein Telefon, sodass Hedwig sich melden konnte, sollte etwas geschehen oder sie Hilfe benötigen, aber man konnte ja nie wissen.

Rose hing noch eine Weile ihren Gedanken nach, dann stand sie auf, ging zu ihrem Schrank hinüber und öffnete ihn. Was sollte sie zu einer solchen Abendshow wohl anziehen? Was war angebracht? Unschlüssig nahm sie ein Kleid nach